



Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 27

Mittwoch, 4. Juli

1928

Eine Wochenendwanderung im Gebiet der mittleren Renne

Mit einer Sonntagskarte bis Fimmetrop und den Blättern Altenaer und Schmalenbergs der Sauerlandkarte 1:50 000 des Sauerland-Verlages zu Jserloh ausgereist, bestiegen wir am Samstag mittags die Reichsbahn. In Fimmetrop, dort wo sich Wigge und Renne für ewig vereinen, entstieg mir dem Zuge und luden dem Bahnhof gegenüber das Sauerland-Verlagsgeschäft. Der wir schließlich fast genau 3 Stunden folgen wollten. Einer Viertelstunde Landstraße südwärts folgt der Aufstieg von der Killeschleife bis zum Dörflein Wehringhausen. Der sich anschließende Höhenweg, meist im schönen Walde, bietet die prächtigsten Ausblicke nach Norden ins Fichtertal, nach Süden ins Elsterbachtal. 1 1/2 Stunden vom Ausgangspunkt entfernt kreuzen wir, kurz vor dem Raithebel, die Straße 8; langsam steigt höher hinauf, linker Hand sehen wir die Gebirgs- und Elmsche liegen. Nach letzterem geht noch 1/4 Stunde

hinauf. Hier wie auch auf den weiteren Waldwegen bis zum „Steinernen Kreuz“ erfreuen wir uns dauernd wechsellagerter und lohnender Fernblicke. Das halbe Sauerland und Siegerland liegt zu unseren Füßen, so schön und sonnig überhoben, daß uns das Herz im Leibe lacht. Vom Steinernen Kreuz führt der Höhenweg noch einmal ein wenig bergan, um dann mehr und mehr abwärts zu gleiten, immer aber neue Ausblicke bietend. Darum eben zählt gerade dieser Weg zu den aller schönsten im sauerländischen Berglande. Endlich haben wir, gut 5 Stunden von Dedingen aus, den Schlupfunkt unserer Wochenendwanderung. Althundem, erreicht. Mit Rücksicht auf die starke Steigung hinter Saalhausen wurde keine allzulange Wanderung gewagt. Wer die Strecke bequemer machen will, hat Zeit genug dazu. Durch Nachschließen einer Fahrkarte bis Fimmetrop können wir der Sonntagskarte letzte Hälfte für die Heimfahrt ausnutzen.

Die deutschen Korneister

Von Albin Michel

Aus der alten Zeit, da die germanischen Völker noch nicht zum Christentum übergetreten waren, sind noch manche Volksbräuche und Volksanschauungen auf unsere Zeit gekommen. Dazu gehört auch der alte Volksglaube von den Korneistern, der besonders um die Zeit der Ernte wieder lebendig wird. Diese Korneister, so wie sie in den Köpfen der ländlichen Bevölkerung spukten, sind teils böser, teils guter Art, in Tier- oder Menschengestalt. Die guten Korneister geben dem Acker Fruchtbarkeit, sorgen für das Gedeihen des Korns und füllen die Getreideähren; die bösen Korneister dagegen richten auf den Ähren Schaden an, machen die Ähren taub und rauben einen Teil dessen, was der Landmann einzuernsten gedenkt. Besonders bekannt im Volksglauben sind Roggenmuhme und Roggenwolf. Die Roggenmuhme, auch Kornfrau und Kornweibchen genannt, ist eine böse Frau, die sich im Winter verheiratet hält und im Frühjahr wieder auf die Getreidefelder zieht, um allerlei Schaden anzurichten.

Besonders gefährlich wird die Roggenmuhme den kleinen Kindern, die zu nahe an die Getreidefelder heran gehen; denn die böse Frau zieht die Kinder an sich und bringt sie um. Daher schrieb auch der Dichter und Maler August Kopisch:

„Daß steht die Blumen!
„Och nicht ins Korn,
Die Roggenmuhme zieht um da vorn!
Bald duckt sie nieder, bald guckt sie wieder,
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen.“

In manchen Teilen Deutschlands, wie in Pommern, heißt die Roggenmuhme auch Buttermuhme, weil von ihr gesagt wird, daß sie die Kinder in ein Butterfäß stecke und darin ganz klein stampe. Die Roggenmuhme bleibt nach dem alten Volksglauben im Korn, bis die letzten Ähren gemäht sind. Dann zieht sie sich in die Einöde zurück oder geht mit dem letzten Fuder in die Scheune, wo sie allerlei Unfug anrichtet.

In anderen Gegenden wird vom Kornmann, vom Sackerkönig, vom Kornkind, von der Korngeist, vom Roggenwolf, von der Kornbraut, vom Kornhahn oder vom Kornkater gesprochen. Das Kornkind ist ein guter Geist, der die Saaten zu Wachstum und Ausreifen bringt, während die anderen Korneister Unfug anrichten.

holbe, die Schaden anrichten. Der Glaube an diese Korneister läßt sich vielfach auch noch aus alten, ländlichen Redensarten und Sprichwörtern heraushehren. Geht der Wind über die Getreidefelder, so heißt es: „Die Kornknecht laufen im Getreide“, oder: „die Kornwölfe jagen sich.“ Wird jemand unmittelbar vor der Ernte krank, so wird gesagt, der Betroffene sei vom Kornwolf gebissen worden. Stöperl, ein Erntearbeiter, so hat ihn angeblich der Kornbock gestochen. Ist auf einer Stelle das Getreide umgelegt, so lautet die Deutung, daß sich dort der Kornmann, die Roggenmuhme, der Roggenwolf oder die Roggenfrau gelagert habe. In manchen Gegenden gibt es neben dem Roggenwolf auch noch den Eßeln, Weizen, Safer- und Kartoffelwolf.

Außerordentlich mannigfaltig sind die Bräuche, wie bei der Ernte verfaßt werden kann, daß Roggenmuhme, Roggenwolf und wie die anderen Qualgeister des Landmannes heißen mögen, mit in die Scheune kommen. Da Roggenmuhme und Roggenwolf das Feld nicht eher verlassen, bis die letzten Stengel abgemäht sind, ist es vielfach Brauch, eine Handvoll Weizen stehen zu lassen. Dann können die Korneister nicht mit in die Scheune kommen, wie sie es sonst beim letzten Fuder tun würden. Dort, wo im Volksglauben der Roggenhahn vorkommt, wird manchmal die Figur eines Hahnes aus Stroh geschnitten und dann mit Weizen und Goldpapier ausgeschmückt. Dem letzten Fuder voran getragen. Der Hahn kommt jedoch nicht in die Scheune, sondern wird an die Außenwand des Scheunentores genagelt und bleibt dort so lange, bis zum nächsten Jahre ein anderer Hahn eingebracht wird. An Stelle des nachgebrachten Hahnes tritt in anderen Gegenden eine Strohfigur, welche die Roggenmuhme darstellen soll. Diese Strohfigur wird vom Scheunewächter auf den Hof geholt, erliegt beim Sturz den Tod und kann so keinen Schaden mehr anrichten. Auch der Ernteschmaus, der nach dem Einfahren des letzten Fuders gegeben wird, erinnert manchmal noch an die Korneister. Dieser Schmaus heißt nämlich oft Schenkmahlzeit, Schmittbrot, Stoppelhahn, Roggenwolf, und Roggenbock. Ebenso wird häufig der Erntearbeiter, der den letzten Schnitt tut, mit dem Namen der verschiedenen Korneister belegt. Die Schmittler heißen dann für das ganze nächste Jahr Roggenwolf, Kornhahn oder Halmbock. In anderen Gegenden erhält die letzte Garbe, die eingefahren wird, diese Bezeichnungen.

Alle diese Anschauungen, die noch aus den ältesten deutschen Zeiten zu uns gekommen sind, wären vielleicht längst vergessen, wenn sie nicht auch einen pädagogischen Wert hätten. Die Erzählungen über alle die bösen Geister, die im Sommer auf den Feldern haufen, sind nämlich ein gutes Mittel, die Kinder von den Feldern fern zu halten.

„Zum Ausdruck“

Von Professor Dr. R. Wolff: Eberswalde.

Benige Vögel sind so fluchbeladen wie der Ruckuck, obwohl seine Stimme den Frühling verkündet. Aber nicht nur im Sinne der landläufigen Anrufung seines Namens (an Stelle des Teufels, der gemeint ist!) Auch wegen und dank der Hypothese, zu denen seine sonderbaren Lebensgewohnheiten den Naturforscher Anlaß gegeben haben. Bekanntlich legt das Ruckuckweibchen seine Eier in fremde Nester und brütet nicht selbst, sondern überläßt dies zeitraubende Geschäft den Nestinhabern. Was das man nicht alles von der Hinterlist gelobt, mit der das Ruckuckpaar sein Vorhaben durchzuführen weiß! Was nicht alles von der Klug-

maße er rechts abt, um da- oder dorthin zu gelangen. Dieses Beispiel, auf die Schiffschicht übertragen, soll die Problematik einer wirksamen, abwechslungsreichen Küstenbefahrung andeuten. Unzählige Schiffe und Menschen sind den verhängnisvollen Verwechslungen von gleichartigen oder nahezu gleichartigen Leuchtfeuern zum Opfer gefallen, bis das System zu seiner heutigen Vollkommenheit ausgebaut war. Irrtümer kommen natürlich immer noch vor.

Man mußte die Leuchtfeuer durch sogenannte Kennungen von einander unterschiedlich machen, durfte zwei Feuer gleicher Kennung nur in so großen Zwischenräumen folgen lassen, daß der Seemann durch die Verschiedenheit der Lage beider Leuchttürme nicht irre geführt werden konnte.

Mit Farbenunterschieden war nicht viel anzufangen, da nur Weiß und Rot geeignet sind. Kennungen werden im wesentlichen dadurch erreicht, daß die Lichtquelle selbst in einem bestimmten Rhythmus mehr oder weniger schnelle Verdunkelungsphasen erleidet. So entstanden Blitz- und Blinkfeuer, unterbrochene Feuer, Wechsel- und Mischfeuer. Bleibt die Lichtquelle dauernd hell und von gleicher Stärke, so spricht man von einem festen Feuer. Technisch verwirklicht man diese verschiedenen Kennungen durch Anordnung eines um die Lichtquelle mittels Uhrwerk gebogenen Schirmes, der mit Schlitzen versehen ist und das Licht für einen gemächlichen Zeitraum verdunkelt. Je nachdem man die Schlitze mit Linien beziehungsweise Prismen von größerer und kleinerer Krümmung versehen, erreicht man Lichtblitze und Lichtlinien. Der Unterschied zwischen beiden liegt nur im Zeitmaß. Neuerdings gibt es auch - wie auf Selgoland - Dreifeuer. Hier dreht sich der ganze Leuchtkörper gegen den feststehenden Schirm. Praktisch geht die Bestimmung eines Leuchtfeuers durch den Seemann in der Weise vor sich, daß er die Wiederkehr der Kennung - das ist die Phase der ganzen Hell-Dunkel-Erscheinung vom Eintritt bis Wiedereintritt - nach Sekunden abzählt und darauf mit dem Leuchtfeuerverzeichnis vergleicht. - Um ein Beispiel zu nennen: das Selgoländer Feuer ist ein Blitzfeuer von fünf Sekunden Wiederkehr. Davon entfallen auf den Blitz 0,8 Sekunden, auf die Pause 4,2 Sekunden. Der Blitz selbst ist bei richtigem Wetter 43 Kilometer weit zu erkennen, der Schein bis zu 90 Kilometer.

Unter dem Sammelbegriff Leuchtfeuer versteht man Leuchttürme, Leuchtbaken, Feuerleuchten, Leuchtschiffe und Leuchtschiffe. Die letzten beiden Gattungen verwendet man dort, wo die Einrichtung von Leuchttürmen zu hohe Kosten verursacht oder baulich unmöglich ist: an Ranten von Bänken und Kliffen und dergleichen.

Die Verwendung von Leuchtfeuern für die Bezeichnung von Flugplätzen ist allgemein bekannt. In zehn Jahren wird auch dem Vinneländer der Leuchtturm eine alltägliche Erscheinung sein.

Geschichten vom Mount Jfel

Von Hans Fredericksdorf.

Engländer sind unverbesserlich. Sie machen aus Amalfi ihr „Emmelfel“, aus Territet ihr „Territet“ und aus dem Berg Jfel gar einen „Mount Eifel“. Und sie bleiben dabei, selbst wenn man sie nicht versteht. Einmal fuhr ich in Innsbruck mit Engländern, zwei Damen und einem Herrn, in der Straßenbahn zum Berg Jfel. Der Herr verlangte mit drei hochgestreckten Fingern „Mount Eifel“. In Tirol sind Straßenbahnschaffner noch nicht so weit

Wiebeschäft der Stadt Witten-Ruhr. Die Stadt Witten hat soeben eine Wiebeschäft herausgegeben, deren vorzügliche Aufmachung geeignet sein dürfte, für „die schöne Stadt an der Ruhr“ zu werben. Es handelt sich um ein zehnjähriges Faltblatt, das mit prächtigen Bildern durchsetzt ist. Eine kurze Beschreibung weist auf die Sehenswürdigkeiten und besonderen Veranstaltungen hin. Ein beigefügter Stadtplan dient zur Orientierung. Bei der Bedeutung der Stadt Witten als Ausflugsort für den gesamten Industriebezirk und weit darüber hinaus erscheint die Wiebeschäft geeignet, für die Stadt weitere Freunde zu werben und den Besuch der Witten- und Wittenfelder Proving Westfalen, die im Stadtwaldhofenfest stattfinden, zu fördern. 1928 wird 1928: Teil; 1927: Götting von Verleihen. 300 000 Beförder. Auskunft: städtisches Verkehrsamt Witten, Rathaus, Auf 3941 und Verkehrsamt Witten, Auf 1678.

wie in der Schweiz, daß sie ohne weiteres Engländer verstehen, daher erst verständnislos Schweigen, dann fragen: „Wohin wollens?“ Wieder drei hinausstarrende Finger und das „Mount Eifel“. Wir tat der Schaffner leid, nicht die Engländer, deshalb rief ich ihm zu „Berg Jfel“. Der Mann schüttelte den Kopf und gab drei Karten. Die Engländer schienen befriedigt. Aber nicht lange. Sie hatten sich wohl eine Art Vergnügen vorgestellt und wunderten sich immer mehr, daß die Bahn solange eben durch die Stadt fuhr. Sie äußerten sich schließlich einig, daß sie nicht in die richtige Bahn eingestiegen seien. Fragend wandte sich der Engländer endlich an den Schaffner. Mit einem ausgestreckten Finger hielt er ihn auf und wieder klang der fremde Laut: „Mount Eifel“. Was konnte der Schaffner weiter sagen als „Ja“? Aber das genügte den Insulanern nicht. Sie wollten durchaus hinauffahren und das tat die Bahn nicht. Da fuhr der Finger des Engländer steil in die Höhe und mit einer besonderen Betonung erklang erneut das „Mount Eifel“. Und „not Mount Eifel“ fuhr die ältere der Damen vorwärtswoll hinterher. „Mount...“ erbot die jüngere zart und zeichnete eine Spirale durch die Luft. Der Schaffner war ratlos und blickte die Fremdlinge an wie Tiere im Käfig. Nun starrten ihn alle drei erwartungsvoll an. Da bekam der Mann einen roten Kopf und ging davon. Raum daß er wieder in den Wagen trat, rief es quäkend aus drei Mündern zugleich: „Mount Eifel“. Da wurde der Schaffner aber trottelhaft und sagte ganz offenerherzig: „Jetzt können mir aber den Bockel aufsteigen.“ - „Duh...“ rief die ältere Dame erschrocken, „aussteigen?“ Der Schaffner gab keine Antwort, die Verwirrung der Drei war unbeschreiblich. Endlich hielt der Wagen, man war am Ziel. „Berg Jfel!“ rief der Schaffner laut und mit Nachdruck. „Duh...“ machten die Engländer und sahen verwundert um sich - diese Wendung hatten sie nicht erwartet. Den Schaffner überkam ein menschliches Rühren. „Da müßens hinauffahren“, sagte er und wies nach dem Promenadenweg, der zur Höhe des Berges führt. „Hinauffahren?“ erbot die ältere Dame, fast bläß über diese Zumutung. „O no...“ sagte die jüngere und blickte langam die Höhe des Hügels ab. Sie werden sich einig, nicht zu steigen, o nein, wozu gab es denn Bergbahnen. Also legten sie sich in die Mittelgebirgsbahn und fuhr nach Jgls, wo sie Jglsurtrucks ins Hotel gingen und Tee tranken.

Die Geschichte von den drei vortrefflich ausgerüsteten Bergsteigern aus Hannover erzählt mir ein Einheimischer in dem einzigartigen alten Städtchen Hall bei Innsbruck abends beim Lagerfeuer. Ihm fielen in Innsbruck drei Herren auf, die den Eindruck erweckten, als liefen sie Neugierde für ein Sportartikelhaus. Ganz neue Bergstiefel mit blinkenden Nägeln, blaue Reinenhüte, noch steif von der Appretur, Tirolerhüte wie sie kein Tiroler trägt, Seile um den Leib geschlungen, so frisch und lauber, daß man seine Wäsche mit Vergnügen darauf getrocknet hätte, Rückfäde, die noch keine Sonne gebleicht und kein Regen geweicht hatte, Steigseile darüber, deren Metall in der Sonne blinkte und in der Hand eine Alpenstange, wie man sie nur noch im alpinen Museum sieht. Auch diese Herren stiegen in die Straßenbahn, die nach dem Berg Jfel fährt. Der Herr der ein Stück die Strecke fuhr, knüpfte ein Gespräch an und lobte die ausgezeichnete Ausrüstung der unternehmungstüchtigen Alpinisten. „Ja“, sagte der eine der Drei und strahlte förmlich, „wir hatten eigentlich nicht die Absicht, auf die Berge zu steigen, aber als wir diese Berge sahen, sagten wir uns, da müssen wir oben gewesen sein. Nun haben wir uns vollständig ausgerüstet und wollen nun los gehen.“

Der Herr lobte diesen Entschluß und gestattete sich zu fragen, welchen Berg denn die Herren zuerst besuchen wollten. Da gab ein anderer von ihnen die stolze Auskunft: „Auf den Berg Jfel wollen wir.“ „Ja“, sagten die anderen und nickten bedeutungsvoll, fast schien ihnen ihr Unternehmen selbst zu verstehen. Der Herr mußte sich bemühen, ernst zu bleiben. Er fragte: „Kennen Sie den Berg Jfel?“ „Nein“, bekam er zur Antwort, „aber er ist uns für den Anfang empfohlen worden.“ Der Herr stimmte zu und empfahl Vorsicht. Zugleich empfahl er aber sich selbst und sagte, da er sich nicht vernehmen konnte, beim Aussteigen: „Bessens nur gut auf, daß Sie in kein Gletscherpfad kommen.“ Er hatte einen Wit begünstigt, aber die Drei blickten ernst und tiefen siegesicher: „Wir sind ausgerüstet.“

„Also hier hat nu Sofer gegamm“, sagte eine Dame, deren Herkunft ich nicht weiter zu erläutern brauche, da ihr Dialekt alles erklärt, „hier hadschs nu die beriemte Schlacht endwicht.“

„Seh dich nur ä bishen“, sagte ihr Gatte und wies auf die Bank im Pavillon des Berges Jfel. „Ne“, sagte die Dame, „gomm, mer gehn jetzt und drinnen Caffe, ich hab Abbedid.“ „Nascha, hier kemmer ja im Orien Caffe trinkhen.“ „Ne“, sagte sie, „hier drink mer keen Caffe.“ „Nu warumb'n nicht? Hier is doch ä scheenes Restorant.“ „Ne, ich will änn ordentlichen Caffe.“ „Nu, woher weestn du, daß es hier keen ordentlichen gehm soll?“ „Ach Gottene, hier machense ieberrall soviel Reglame mit ihnn Andreas Sofer Malz-Caffe, da werse doch hier ohm sicher welchen nein duhn, schon aus Badriodismus, das kannich'r doch denken.“

„Reenstz...“ „Nu freilich...“ „Na, da komm, da gehn mer wieder ins wäffe Caffejunge.“ „Du weest alles besser...“ „Komm, mehr nicht so...“ „Na, nu simmer ooch offn Berg Jfel gewenjen...“

Am Ausguck

Straßenbau im alten Amerika.

Die vom Britischen Museum und der Regierung von Honduras gemeinsam durchgeführten archäologischen Arbeiten haben neuerdings interessante Ergebnisse gezeigt. Es wurde festgestellt, daß in dem alten Mayareiche, das sich über Honduras, Guatemala und einen Teil von Mexiko erstreckte, bereits ein ausgedehntes Straßennetz bestand. Die breiten, gepflasterten Straßen sind außerordentlich dauerhaft angelegt; ihr Mittelpunkt scheint die jetzt in Ruinen liegende Stadt Copan in Yucatan gewesen zu sein, von wo aus sehr gute Verbindungen besonders nach dem Osten führten. - Bis jetzt galten die Straßenbauten der peruanischen Inkas als einzig dastehend, denen nur noch die alten Römerstraßen an die Seite gestellt werden. Durch die jetzt entdeckten Mayastrassen ist man auf den Gedanken gekommen, daß dieses geheimnisvolle Volk, über dessen Herkunft die seltsamsten Theorien laut geworden sind und das gleich mit einer hoch entwickelten Kultur in der Geschichte erscheint, vielleicht zwei Jahrtausende vor den Inkas, nach Norden gewandert und hätten sich dann in Mittelamerika niedergelassen, wo wir Erinnerungen an sie in Gestalt der Mayabauten noch heute finden.

Ein Enten - Sanatorium.

Das Amt für Fischerei und Jagd des Staates Kalifornien hat in der Nähe des Buena Vista-Sees ein ganz modernes Sanatorium eingerichtet, das durch die Eigenart der in ihm behandelten Patienten auffällt. Es sind nämlich durchweg lahme und kranke - Enten, die hier auf Staatskosten gepflegt und ärztlich behandelt werden. Die Entenwelt Kaliforniens leidet nämlich sehr unter einer Art Alkalivergiftung, die auf die Nähe der großen Wüsten im Süden des Staates zurückgeführt wird. Die kranken Tiere werden von eigens dazu angestellten Beamten gesammelt und in das Sanatorium gebracht.

Rheinische Städte und ihre Hotels. Der Rheinische Verkehrsverband bringt soeben das Verzeichnis „Rheinische Städte und ihre Hotels“ heraus, welches als eine überaus praktische Wiebeschäft angesehen werden kann. Das kleine Werk bringt auf 112 Seiten über jede Stadt einen einführenden Text mit ganzseitigen Bildern; hieran anschließend folgen die Gasthöfe in tabellarischer Form, geordnet nach der Größe der Häuser, mit Preisen für Übernachtung, Frühstück, Mittag- und Abendessen. Es sind die in jedem Hause vorhandenen Bequemlichkeiten durch leicht verständliche Zeichen angedeutet. - Das vorliegende Verzeichnis wird sicherlich ein guter Wegweiser für die Besucher der größeren Städte sein; es kann von dem eingangs genannten Verbands und durch die bestehenden Reise- und Verkehrsbüros bezogen werden.

Verantwortlich: S. Emmelmann, Altena. Druck und Verlag: R. A. Gans, Altena.

ausgesaugt aus jungen Ruckucks. der seine
Eiergeschwister aus dem Nest wirft und mit
unerschütterlicher Frechheit seine geplogenen
Pflegeeltern in Atem hält! Sachliche Forschung
hat die genannten Züge des Ruckuckslebens in
ein wesentlich anderes Licht gerückt. Sie er-
scheinen, nachdem sie von der verlässlichen
Vermenschlichung gereinigt sind, als Notwen-
digkeiten, die teils in sehr vollkommener, teils
in recht unvollkommener Weise Erfüllung fin-
den.

Wir wissen heute, daß der ewige Sungen-
vielleicht auch die Viehe, welche die Ruckucks-
weibchen mit der weitaus überwiegenden Zahl
der Männchen entscheidend können (falls das
nötig wäre), den Nestparasitismus, die Un-
möglichkeit selbst zu brüten, zur Folge hat.
Wir wissen, daß von einem Ueberfließen der
Pflegeeltern kaum die Rede sein kann. Eher
von einem gar nicht seltenen „Reinfall“ des
Ruckucksweibchens, das von der Legenot über-
rascht, bisweilen seine Eier Eltern anvertraut,
die für die Ruckuckspflege gänzlich ungeeignet
sind! So gehen die jungen Ruckucke in den
Nestern von Saubentauchern und Eiderenten
naturgemäß häufig zu Grunde. Ueberhaupt
ist ein großer Prozentsatz junger Ruckucke dem
Untergange geweiht, weil die Pflegeeltern eine
ungeeignete Nahrung verfüttern. Das gilt nicht
nur für unseren Ruckuck, sondern auch für
viele (man kennt mehrere hundert!) andere
Arten der Familie, in der sich Brutparasiten
und Brutparasitismus in allen Graden der
Ausbildung finden. Der Fehler wird meist,
soweit bekannt, durch die ungenügend große
Zahl der Eier „ausgeglichen“. Unser Ruckucks-
weibchen legt 18 Stück in einem Frühling! Es
stimmt auch nicht, daß die Pflegeeltern ihre
liebe Not mit dem Nistappetit ihres Ziehkin-
des hätten. Denn dies eine Ziehkind ver-
braucht sicher nicht mehr Nahrung als die lei-
blichen vier oder fünf nötig gehabt hätten, wenn
sie am Leben geblieben wären. Das haben die
beiden Heintochs erst kürzlich in ihrem treff-
lichen Vogelwerk hervorgehoben. Sie weisen
auch darauf hin, daß der Futtertrieb der Pflege-
eltern durch den kleinen Fremdling intensiver
ausgelöst zu werden scheint als durch die eigen-
en Jungen. Die Pflegeeltern sind geradezu
ernsthaft darauf, ihn ausgiebig mit Nahrung zu
versorgen.

Auch die Frage, wie die meist auffallend den
Eiern der Pflegeeltern angepaßte Färbung der
Ruckuckseier zu erklären ist, gab lange zu
mehr oder weniger unbilligen Vermutungen
Anlaß. Man hat sicher dabei einen, wiederum
von den Ruckuckseier berücksichtigten, nicht
die man in den Nestern der Pflegeeltern fand, nicht
die von diesen „an die Luft befördert“ (wenn
Käse und Mehlform das erlaubt!) Ueber-
lassen lassen sich manche Pflegeeltern, wie die
Braunelle, sehr abweichend gefärbte Eier un-
tergeschoben. Jedenfalls ist es ausgeschlossen,
daß der Ruckuck die Färbung seiner Eier will-
kürlich bestimmen kann.

In ein ganz neues Licht wird dieses „Ruckuck-
sei-Problem durch die Feststellungen von
B. Menck gerückt. Danach gewinnt die bereits
früher von einigen Ornithologen ausgespro-
chene Annahme einen hohen Grad von Wahr-
scheinlichkeit, daß es auf eng begrenzten Ge-
bieten besondere Ruckuckstrassen gibt. Die Ruckucke
eines solchen, durch die Gesamtheit der be-
sonderen Lebensbedingungen wohlcharakteri-
sierten Bezirkes unterscheiden sich durch ihre
biologischen Eigentümlichkeiten. Und eine die-
ser Eigentümlichkeiten ist eben eine weite-
gehende Uebereinstimmung der Färbung der in
Frage kommenden biologischen Ruckuckstrasse
mit der Färbung der Eier ihrer Hauptwirte.
Nicht der Ruckuck wählt die Wirtswirte mit
in der Färbung passenden Eiern aus, sondern
der Wirtsvogel; zum Beispiel der Gartenrot-
schwanz läßt sich auf die (mit „Undank“ be-
lohnte!) sonderbare „Lohnbrüterei“ nur ein,
wenn das Ruckucksei, „selbstgelegten“ Eiern
sehr ähnlich ist. Wo also der Gartenrot-
schwanz der Hauptfärbung nach als „Brutanfals-
besten“ auftritt, wird nur jene Ruckuckstrasse
gute Lebensbedingungen finden, die wir mehr
ihrer blauen Eier geradezu als „Garten-
rotschwanzkuckucke“ bezeichnen können. Je-
der Vertreter, dessen Weibchen einer anderen
Ruckuckstrasse, deren Eier dem Gelege des
Brutwirtes weniger durch nachlässige Färbung
ähnlich, wird die Rolle eines täppischen Betrü-
gers spielen, dessen falsches Spiel jedesmal
oder wenigstens oft „auf Anhieb“ durchschaut
und vereitelt wird.

Die Annahme, daß die Färbungsübereinstim-
mung zwischen Ruckucksei und Wirtsei mit ih-
ren zahllosen Abwandlungen eine raffiniert
verschieden ausgebildete Mimikry oder Nach-
färbung ist, findet eine gewisse Stütze in der sehr
interessanten Tatsache, daß manche ausländische

Ruckucksart das Gaukelspiel gewissermaßen
auf die Spitze treibt. Oder wie soll man es
sonst bezeichnen? Wenn unser heimischer Ruckuck
aus dem Ei geschlüpft ist, so ge-
hört wirklich Blindheit dazu, mit der die Pfle-
geeltern vom Brutparasiteninstinkt geschlagen
sind, wenn der Fremdling als solcher nicht er-
kannt wird. Aber es gibt Ruckucksarten, die
bei gewissen Rabenvögeln (Smaragden, wie z.
B. die hauptsächlich in Afrika heimischen Sä-
berkuckucke, die sich auf solche blindmachenden
Pflegeinstinkte nicht zu verlassen scheinen.
Ihre Jungen leben in tiefstem Frieden mit ih-
ren Pflegegeschwistern, den leiblichen Kindern
ihrer Wirtseltern, meist Krähen oder Elstern,
denen sie in ihrem ersten Kleid auffällig ähneln.
Hier liegt also sogar eine „Mimikry“ der jun-
gen Ruckucke vor.



Sie sagen die Welt ist mein Vaterland —

Von Rudolf Presber.

Sie sagen: die Welt ist mein Vaterland —
Wie kann das sein?
Da ich nur eine Sprache verstand.
Die Sprache vom Rhein;
In Freud, in Weh, in Liebe und Zorn
Nur den einen Klang.
Der mir aus Mutter's Liederborn
Die Wiege umsang.

Sie sagen: mein Bruder wohnt überall —
Wie kann das sein?
Kennt er vom Taunus die Nachtigall
Und den Frühling am Rhein?
Hat ihm ein fränkisches Mädel gewebt
Den ersten Kranz?
Nur wer meine Jugend mit mir gelebt,
Versteht mich ganz.

Sie sagen: die Fremde gewöhnt sich bald —
Wie kann das sein?
Kennt sie das Rauschen vom Westerwald
Und das Singen vom Rhein?
Hält sie, als willige Dienerin,
Aus grünen Well'n
Den Spiegel ehrentwirdigen Dornen hin
Zu Mainz und Köln?

Sie sagen: das Glück liegt weit, so weit —
Wie kann das sein?
Mir wo es die Blütenherrlichkeit
Und die Reben vom Rhein.
Und wirft in die Welt mich ein feindlicher Wind
— Ich bleib', der ich war;
Unter weissem Haar.
Es weint im Herzen das deutsche Kind



Hannikel-Anekdoten

Erzählt von E. Wittich.

In Süddeutschland, zumal im Schwarzwald,
hat sich der mystische, geheimnisvolle Schleier
um die Persönlichkeit und die Taten des be-
rühmtesten Hannikel, Räuberhauptmann und
Zigeuneranführer, bis auf die heutige Zeit er-
halten.

Legenden und Anekdoten ranken sich um
belanglose Persönlichkeiten. Ob wahr oder
erfunden, immer geben sie ein Bild von der
betreffenden Persönlichkeit, wie sie sich in den
Köpfen der Zeitgenossen malte.

Die folgenden Geschichten über Hannikel
sollen sich im Schwarzwald, wo sich Hannikel
viel aufgehalten hat, zugetragen haben.

Einstmal zog ein reicher Bauer vom Vieh-
verkauf heimwärts. Er hatte gut verkauft und
ein straffer Lederbeutel, wohl gefüllt mit Gold-
gulden, ruhte sorgsam geborgen an seiner
Brust. Die Zeiten waren recht unsicher. Man
konnte nicht vorsichtig genug sein, und dieser
grimmige Hannikel — hol ihn der Henker —

mit dem war wahrlich nicht zu spaßen. Doch
unbehelligt gelangte er durch den tiefen Wald
— glücklich bei seinem Hofe an und schlüpfte
sein Goldgublen geborgen. In der an-
genehm warmen Stube, völlig zufriedent
sich und seinem Gelde, fing er an, die Gold-
stücke zu zählen und wieder zu zählen. Sein
kleiner Bub, der mit staunendem Munde am
Tische stand und dem glänzenden Spiele des
Vaters zusah, wollte sich endlich auch daran
beteiligen. — „Vaterle, auch Kreuzerle“, heulte
der kleine Mann! — „Um ihn zur Ruhe zu
bringen, streifte der gute Vater die Goldstücke
rasch zusammen, tat sie hinein in den Beutel,
öffnete Fenster und Laden und rief, indem er
den Beutel weit von sich in die Nacht hinaus-
streckte: — „Da — Hannikel, hast du die Kreuz-
erle!“ — „Danke schön“, ertönte in diesem
Augenblick eine furchtbare Stimme von drau-
ßen, und gleichzeitig fühlte der erschrockene
Mann, wie der Beutel seiner Hand entstritten
wurde! — Hannikel war vor dem Fenster auf
der Lauer gestanden, um zu sehen, wo der
Bauer sein Geld aufbewahren würde.

Daß die Taten des Räuberhauptmanns zeit-
weilig eines großmütigen Zuges nicht entbeh-
ren, kann die Anekdote vom Jokulesbauer be-
weisen.

Eines Tages zog Hannikel, aus dem Babi-
schen kommend, müde und abgehegt über die
Höhen des Schwarzwaldes dem Württemberg-
schen zu. Die Nacht brach herein, und Hanni-
kel kloppte an einem kleinen Häuschen, das
dem Jokulesbauer gehörte, und bat um
Nachherberge. Da man ihn nicht erkannte,
wurde ihm sein Wunsch gern erfüllt.

Die Abendstunde ward vergeht und gar bald
stuckte das kaum begonnene karge Gespräch
wieder. Plötzlich entfuhr der gequälten
Brust des Bäuerleins die unmutigen Worte: „Ich
mollte, der Hannikel käme dem Kerl auf den
Fals.“ — „Erschrocken ob diesem laut ge-
prochenen Gedanken, sahen alle einander an, und
das entsetzte Gerede tadelte streng ihren
Jokule ob des sinnhaften Begehrens — so
leichtsinig den Teufel an die Wand zu male!“
Der Gast war jetzt aufmerksam geworden und
richtete sich, ehe er wusste, warum das Bäuer-
lein den schrecklichen Hannikel herbei-
wünschte. Dieser schilderte dem Fremden nun-
mehr seine ganze Not, wie er bei dem reichen,
aber hartherzigen Lombardbäueren als Holz-
hauer beschäftigt und bei ihm in Schulden ge-
raten sei, zumal dieser den Lohn drücke, so daß
er gezwungen wurde, eine andere Arbeit an-
zunehmen. Jetzt drohe ihm jener, übermorgen
seine letzte Kuh aus dem Stalle zu holen.

Einstimmend ging Hannikel zur Ruhe. Anderen
Tages hatte er mit dem Bäuerlein eine längere
Unterredung, und hoffentlich ver sprach Jo-
kele, den Anweisungen des Fremden Folge zu
leisten. Darauf war Hannikel beim Lombard-
bäueren als fremder Holzhafter eingetreten und
hatte im Laufe der Unterhandlungen dem
Bauern zu bestimmen vermocht, ihm, dem Räu-
ber, seinen Holzbestand zu zeigen. Bei der
Tobeklinge, einer abgelegenen Waldheimlichkeit
angelangt, pflanzte sich plötzlich der angebliche
Käufer vor dem Lombardbäueren auf, in seiner
Rechten funkelte drohend ein langer Dolch,
und brüllend schrie er: „Ich bin Hannikel!
Dein Geld oder dein Leben.“ Und wie eine
Winde fiel es dem Bauern von den Augen, er
erkannte ihn wirklich, den schrecklichen Han-
nikel! Entsetzt sank er in die Knie und bat
und flehte um Erbarmen. Da stürzte, hinter
einem Busch mit lautem Geschrei und ge-
schwungener Art das Jokulesbäuerle hervor —
Sorge, und schlug sein Holz im eigenen Walde,
und der furchtbare Räuber entflo! Von Stund
an lebte das Jokulesbäuerle ohne Not und
Das dankte er neben dem reichen Lombard-
bäueren — der in ihm seinen Lebensretter er-
blickte — dem wilden Hannikel.

Frühsummer in der Reiherkolonie

Von Hans Fischer-Dessau.

Das Wort Reiherkolonie klingt uns nicht so
vertraut wie das andere: Reiherbeize, mit dem
sofort ein Stück Jagdromantik lebendig wird,
aber es paßt doch besser in unsere Zeit als
das andere, das bereits im 18. Jahrhundert
ein toter Begriff geworden ist. Der Natur-
freund ist heute schon froh, wenn er überhaupt
einen Reiher zu Gesicht bekommt. Jagdbar ist
dieser Vogel nicht mehr. Ein Tiermisch be-
kanntlich erst dem Aussterben nahe sein, ehe
sein gefährlichster Feind, der Mensch, daran
denkt, sich von seinem Eigennutz, der Tiere
in nützliche und schädliche scheidet, zu bekehren
und das von völliger Ausrottung bedrohte Tier

unter seinen Schutz zu nehmen. Nicht die rit-
terliche Reiherbeize hat den Reiher in dem
größten Teil unseres Vaterlandes ausgerottet,
sondern deutsch gesprochen der Futternuß des
Menschen, der, selbst der größte Fischräuber,
seine Beute nicht mit dem kleineren teilen will.
Daß es dem natürlichen Widerstand des
Reihers, dem Wanderfalken, nicht besser er-
gangen ist, bedeutet keinen Trost für unseren
grauen Fischfresser. Den mittleren Weg, den
Räubern in der Tierwelt das Dasein zu ge-
statten, ohne die Jagd und die Wirtschaft zu
schädigen, hat der Naturschutz erst im sehr vor-
gerückten Stadium der Verwüstung unter der
einheimischen Tierwelt beschritten.

Nun führt er ein sehr zurückgezogenes Le-
ben, der graue Reiher, vom Gesetz geschützt
gegen Nachstellungen von Vasaugen und auch
gegen die Gausamkeit der unberechenbaren
Mode, die seinem Verwandten, dem Silber-
reiher, so rücksichtslos zu Leibe geht. In Mit-
teleuropa, an der Elbe, wo auch der Reiher
noch ein bescheidenes Dasein fristet, haust der
Vogel in sorglich gebühten Kolonien. Nicht
ganz einfach ist eine solche Reiherkolonie zu
entdecken, man muß sich schon orisundiger
Führung anvertrauen. Erst eine halbe Stunde
Bahnfahrt von Dessau nach Coswig, darauf an
der Elbe entlang eine Stunde Wegs nach
Griehbo und von da mit der Fährte über den
Strom. Aber am linken Ufer des Stroms
haben wir nur noch einige Minuten Wegs, und
wir sind sofort in der Reiherkolonie, in einem
aus mächtigen Eichen und schlanken Eschen
bestehenden Laubwald, dicht bewachsen mit
Unterholz, ein wahres Vogelparadies, wie das
vielfarbige Morgenkonfett, bei dem die ver-
schiedensten Grasmückenarten den Ton angeben,
lehrt. Wir befinden uns in dem herzoglich-
anhaltischen Oberforst. Der grüne Waldboden
erschließt vielfach wie mit Rast getüncht: kein
Zweifel, hier horstet der Reiher in stiller
Wende. Er liebt es, sich nicht allzuweit von
seinem Jagdgebiet zu entfernen, die vielen
Waldflüsse der Elbe bieten ihm hier reichliche
Nahrung. Die alten Reihern haben uns längst
bemerkte und zeigen erst eine gewisse Unruhe,
schneiden uns aber bald als ungefährlich er-
kannt zu haben und lassen sich je länger desto
weniger in ihrem Nistgeschäft stören. Un-
gestört, mit unauffälligem Krächzen werden
sie von den Nistlingen, gewöhnlich vier an
der Zahl, empfangen. Geschickt fangen diese,
bereit sehr sicher im Nest stehend, den Fisch
mit dem Schnabel auf. Die Jungen werden
ausschließlich mit Fischnahrung groß gezogen,
und da der Reiher eine sprichwörtlich aus-
gesprochene Wärdung hat, müssen die Fisch-
geschwister während dieser Zeit allerdings einen
reichen Tribut an unsere Reiherkolonie
zahlen. Später, wenn die Jungen dem Nest
entfliegen sind, begnügt sich der Reiher, wie sein
Vetter, der Storch, wohl auch mit Mäusen und
andern Geier. Man sagt dem Reiher nach,
daß er eine feine Junge hat und besonders
für Schleiern schwärmt, vom Standpunkt des
Fischereiberechtigten allerdings eine unerhörte
Verderblichkeit. Grindlinge und Barben wä-
ren auch gut genug für einen Reihernagen.
Wir haben aber dem Reiher nicht so genau ins
Nest geschaut. Auch beim Fischfang liebt der
Reiher die Gesellschaft, und man kann ihn oft
in Gesellschaft von acht bis zehn Stück in den
Waldflüssen der Elbe auf dem Anstand sehen,
wenn man ihn nicht verschrecken will. Die
im Volk verbreitete Meinung, das graue
Reiherlein übe eine seltsame Anziehungskraft
auf die Fische aus und bilde gleichsam einen
Röder, wird von Ornithologen als Märchen
abgetan.

Es ist erstaunlich, wie eng die Reiher bei-
sammen wohnen, da ihnen diese alten Bäume
einen großen Ueberfluß an Wohnungen bieten.
Auf einigen Eichen konnten wir acht und neun
Reiherhorste zählen; fünf Horste auf einem
Baum war die Regel. Selbst ein Horst des
schwarzen Milan in nächster Nachbarschaft störte
das Wohlbehagen des Reihers nicht im gering-
sten. Auf einem bescheidenen Baum von
etlichen Hundert Quadratmetern haben wir
nicht weniger als 76 Reiherhorste gezählt,
fast alle waren besetzt. Beim Horstbau sieht
der Reiher in erster Linie auf bequemen An-
und Wulst, oft hängen die mehr tiefen als
breiten Horste an feinsten ganz schwachen
Ästen, und zwei tragen wir richtig gerümpelt
unter einem Waldboden, ebendort auch
zahlreiche Eierkassen. Das erste Ei wird im
allgemeinen sehr pünktlich am ersten April
gelegt. Es ist hellgrün und nicht größer als
ein Hühnerel. Wie der Augenschein lehrt. Dies-
mal haben sich die Vögel mit dem Brutgeschäft
um etwa eine Woche verspätet.

Daß es auch ohne Tragödien beim Re-
geheft nicht abgeht, davon trug der Wald-

boden gleichfalls Spuren. Im Verlauf einer
Viertelstunde fanden wir nicht weniger als
fünf Leichen von Reiherneulingen. Ein bei-
nahe flugreifer Nestling mit dem charakteristi-
schen Schmuckfedern auf dem Kopf und prächtig
bläulich-grau gefiedert, die Flügel mit schwar-
zen Rändern, war noch warm und wurde zum
Ausstopfen mit nach Hause genommen. Einen
anderen, noch nicht ganz so entwickelten, hatte
das Geier des Waldes bereits angegriffen; von
einem dritten waren nur noch die Knochen da,
und von den beiden letzten endlich nur noch
die Federn, traurige Ueberreste von Reiher-
eltern-Freuden und Hoffnungen. Der Nestling,
der aus dem Horst fällt, bleibt offenbar seinem
Schicksal überlassen.

Das Flugbild des Reihers ist so charakte-
ristisch, daß auch das unbewaffnete Auge es
nicht leicht mit dem eines Storchs oder gar
eines großen Vogel verwechseln. Vom Storch
unterscheidet ihn der nach Art eines S ge-
krümmte Hals, vom Raubvogel der schwer-
fällige, dauernde Flügelschlag. Er schwebt
nicht wie der Milan ohne Flügelschlag dahin.
Feinde, die er zu fürchten braucht, hat der
Reiher unter der Tierwelt wohl kaum, hin
und wieder mag der Wanderfalk, der uns bei
diesem Spaziergang gleichfalls begegnete, auf
ihn stoßen, dem einen oder andern von den
alten Vögeln sah man wenigstens beim Flug
an, daß er schon manchen Sturz erlebt hatte.
Wenn man aus Durchsicht annimmt, daß von
den Alten jährlich drei Junge großgezogen
werden, dann muß der Reihernbestand an der
Elbe eher zu als abnehmen. In Anhalt gibt
es außer bei Griehbo noch eine weitere Reiher-
kolonie von 35 Horsten bei Steckby und zwei
einzelne Horste bei Raguhn. Die anderen
Reiherkolonien liegen bereits auf preussischem
Gebiet. Bis von Leipzig wandern die Natur-
freunde hierher, um diesen stolzen Vogel in
seinen natürlichen Lebensbedingungen kennen
zu lernen. Und natürlich, der Vogel verdient
solche Beachtung.

Vom Leuchtfenerweien an deutschen Küsten

Von Kapitän Ernst Römer-Riel.

Wer hätte nicht auf seiner abendlichen Wan-
derung am Meerstrand oder auf nächtlicher
Meeresfahrt jenen stillen Zauber verspürt, der
von der stummen Geschäftstätigkeit eines
Winkfeuers ausgeht! In unaussprechlichem Zauber
und Witz von Schein und Verbunkelung wird
sein „Ich wasche, ich wasche“ in den nächtli-
chen Raum gesandt. Mit weitem frohem und er-
leichtertem Aufatmen begrüßen die Seeleute
die stumme Deuchte, wenn die unablässig spä-
henden Augen das erste Aufzucken am Hori-
zont entdeckt haben! Das erste sichtbare Zeichen
der Fühlungnahme mit dem Lande, der erste
trauliche Gruß unserer Brüder in die Abge-
schiedenheit des weiten Meeres.

Leuchtfener; Seeleuchte. Diese Ausdrücke
klingen aus einem Zeitalter heraus, das noch
nicht im heutigen Sinne von der Technik be-
rührt wurde. Aber der Seefahrer alter
Schule spricht und schreibt bis zur Stunde von
seinem „Feuerturm“, der doch mittlerweile
mit der modernsten Technik, mit dem elek-
trischen Kohleleucht oder dem Gasglühlicht,
ausgestattet worden ist. Immerhin brannte
auf Küllen in Schweden bis 1842 ein Stein-
kohlenfeuer als Seeleuchte.

Im Altertum, als die Seefahrt zur Nacht-
zeit grundsätzlich vermieden wurde, gab es zu-
nächst nur Tagmarken; hohe Türme, die man
an flachen, wenig markanten Küsten den
Schiffen als Leuchtpunkt errichtet hatte. Die
Leuchtfener haben wohl wie so viele nützliche
Einrichtungen ihr Entstehen einem Zufall zu-
danken. Im zehnten Gesang der Odyssee heißt
es von den heimkehrenden Hellenen: „... Und
schon sahen wir nahe die nächtlichen Feuer der
Sirten.“ Der in der Geschichte zuerst erwähnte
Leuchtturm war der Pharos von Alexandria,
der 297 v. Chr. von Sostratos erbaut wurde.
Man schätzte seine Höhe zwischen 70 und 110
Meter, die Sichtweite des Feuerleuchtens könn-
te demnach bis zu 60 Kilometer betragen haben.
Dieser Pharos, nach welchem später alle Leucht-
türme benannt wurden, blieb bis 1380 erhal-
ten. Bis in diese Zeit hinein wurde übrigens
auch ein verbreitetes Unwesen getrieben,
dessen Kunde bei fröhlichen Rüsternmohren
in dem Spruche fortlebt: „Gott segne unsern
Strand!“ Man zündete des Nachts an gefähr-
lichen Stellen große Feuer an, brachte die sich
danach richtenden Schiffe zur Strandung und
raubte ihnen die Schiffbruchgüter.

In Deutschland wurden zuerst an der Ost-

seeküste Leuchtfener errichtet, — so zu Anfang
des 13. Jahrhunderts in Trammünde. Eine
andere Urkunde berichtet 1306 von dem Bau
einer Seeleuchte auf Giddens, die auch heute
wieder brennt und vielen Ostseebesuchern be-
kannt sein wird. Ein Leuchtfener auf der Elbe
wird zuerst in einer Urkunde von 1286 er-
wähnt. 1673 übernahm Hamburg die Unter-
haltung einer Feuerbake auf Helgoland. Der
bis 1903 in Betrieb gemessene Helgoländer
Leuchtturm war 1811 von den Engländern ge-
baut worden.

Als Leuchtsstoffe brannte man im Altertum
Holz und Del, später Steinkohlen, Talg- und
Wachskerzen. Das erste Gasfeuer hatte Triest
im Jahre 1818. In den sechziger Jahren bür-
gerte sich Petroleum ein. 1867 besaß England
das erste elektrische Leuchtfener.

Die Leuchtfener sollen dem Schiffer als
Wärner und Wegweiser dienen. Sie waren also
in erster Linie auf oder in unmittelbarer Nähe
von gefährlichen Stellen, auf Riffen, Sand-
bänken, Untiefen, zu erbauen; weiterhin auf
markanten Küstenpunkte (Vorgebüsse) und auf
eine lang gestreckte Küste überhaupt verteilt,
um eben dem Seemann auf seinem nächtlichen
Weg eine Orientierungsmöglichkeit zu bieten.

Die Notwendigkeit zur Einrichtung einer
sorgfältigen und dichten „Befeuerung“ ergibt
sich naturgemäß aus dem Umfang des Ver-
kehrs an den betreffenden Küstenstellen. Fer-
ner aus Gestalt und Lage eines Meeresteils
in Verbindung mit meteorologischen Verhält-
nissen und schließlich muß die wirtschaftliche
Beschaffenheit des Hinterlandes gewürdigt
werden. Ein typisches Beispiel für das Zusam-
mentreffen so angedeuteter Umstände bietet
die deutsch-niederländisch-belgische Nordseekü-
ste, die deshalb die größte Leuchtfenerdichte
aufweist.

Je mehr mit dem raschen Aufschwung der
Dampfschifffahrt die Zahl der Seegerichte und
Leuchtfener stieg, desto schärfer mußte man
auch die Unterscheidung der einzelnen Zeichen
machen. — Ein Kraftwagenfahrer soll in dunk-
ler Nacht eine sehr lange und geradeaus lau-
fende Heerstraße befahren, die durch einförmige
Steppengelände führt. Beide Seiten der
Straße mögen in gleichen Abständen durch
einander gleiche Laternen erleuchtet sein. Bei
der dreifachen Laterne, so sagt man ihm,

für die Bergstadt Lüdenscheid als Erholungs-
stätte, Winterportplatz und Wochenendziel wer-
den wir interessiert durch ein vom Städt. Ver-
kehrsamt herausgegebenes, teiglich und bildlich
sehr gut ausgestattetes Festschen, dem zu
wünschen ist, daß es vom Herausgeber recht
zahlreich angefordert wird; manche falsche
Wendung wird bei der Durchsicht und beim Durch-
lesen beseitigt werden. Der Fremde vermute
bis jetzt in der gewerbetreibenden Stadt mit
ihren 34 000 Einwohnern einen der üblichen
Fabrikorte, nicht des Besuchs wert. Dem ist
aber doch anders! Die bis zu 491 m aufragenden
Bergstadt liegt in außergewöhnlich geräu-
miger Ausdehnung auf dem welligen Höhen-
rücken (der Wasserscheide, wie auch der Name
Lüdenscheid, ursprünglich Ludolfscheide, andeu-
tet) zwischen den schönen Flusstälern der Renne
und Volme, eingebettet im Grün des sauerlän-
dischen Berglandes, das sich rings um die Stadt
bis zum nahen Ebbegebirge — 603 m hoch —
ausdehnt. Unübersehbar Laub- und Nadel-
wälder, tiefeingeschnittene, sprudelnde Bach-
läufe, der rasche Wechsel von Berg und Tal mit
immer neuen Ausblicken und Fernsichten, Jahr-
hundertalte Bauernhöfe, Siedlungen und Her-
tenfische von geschichtlicher Bedeutung und die
zahlreichen Zälpertzen — große, von Wäldern
umfäumte Stausen — geben dieser Landschaft
ihre einzigartige Gepräge. Und diese Lage gibt
der Stadt ihre Schönheit und Besonderheit
und macht sie zum günstigen Standort und Aus-
gangspunkt für Spaziergänge und Wanderun-
gen in das märkliche Sauerland, besonders am
Wochenende. Nicht weniger als 3 Haupttran-
sektoren des sauerländischen Gebirgsver-
eins führen durch Lüdenscheid. Mehrere Eisen-
bahnverbindungen und zahlreiche Kraftver-
kehrslinien erleichtern den Verkehr nach allen
Richtungen. Gute Gaststätten in der Stadt und
Sommerfrischen in ihrer Umgebung, dazu zwei
große, wohlhabende Jugendherbergen laden zu
Aufenthalt und Rast ein. Dicht bei der Stadt,
die auch als Winterportplatz steigende Bedeu-
tung gewinnt, liegt die große Lungenheilstätte
Sollerschen der westfälischen Landesversiche-
rungsanstalt, ein Verein für die gesunde, reine
Südenluft. Und nicht zuletzt wird der Fremde
in der schönen Bergstadt eine frohsinnige, gast-
freie Bevölkerung finden, in der die heimat-
treue Eigenart des sauerländischen und seine
alte Mundart noch lebendig sind.